

Im wohl gelungensten Kapitel widmet sich Sabine Hark der Rezeption Judith Butlers innerhalb der deutschen akademischen und feministischen Öffentlichkeit. Sie zeigt, wie diese Rezeption im Kontext der Neuorganisation des feministischen Wissensfelds und als Reaktion auf die Herausforderung durch die entstehende *Queer Theory* funktionierte. Die präzise Analyse von Rezensionen, Kommentaren und Vortragsberichten in feministischen Zeitschriften und im Feuilleton vor allem der deutschen Presse macht eine diskursive Praxis sichtbar, in der die „Konstruktion einer monströsen geschlechtlich uneindeutigen, die ‚feministische Jugend‘ verführenden Figur ‚Judith Butler‘“ (312) forciert wurde, deren akademische Vorträge popkulturellen oder kultisch-religiösen Ereignissen glichen. Geschlechtliche Uneindeutigkeit, mangelnde Rückkopplung an die Erfahrungen des Frau-Seins, politische Fragwürdigkeit und Verantwortungslosigkeit den Leserinnen gegenüber – so lassen sich die stets wiederkehrenden Topoi des deutschen Butler-Diskurses bis zum Ende der 1990er Jahre zusammenfassen. Dessen Funktion bestand nicht so sehr darin, Stärken und Schwächen der theoretischen Argumentation Butlers oder deren politische Implikationen herauszuarbeiten, sondern in der Verteidigung und Stabilisierung des etablierten feministischen Wissens- und Interventionsfeldes. – Das heißt freilich nicht, dass nirgends theoretische Klärungen intendiert oder erreicht wurden, wohl aber, dass der Diskurs als solcher weitergehende Effekte hatte. Eine rezeptionsgeschichtliche Perspektive, wie Hark sie hier einnimmt, wurde in der Geschichtswissenschaft bisher nur selten so konsequent erprobt. Dass sie durchaus produktiv zu nutzen ist, zeigt das Kapitel „Monströse Körper. Theorie als (lesbische) Verführung“ überaus deutlich.

„Dissidente Partizipation“ ist ein vielschichtiges Buch, das je nach Blickwinkel anders funktionieren kann: als Reflexionsschleife feministischer Theorie, als Geschichte des akademischen Feminismus, als wissenssoziologische Problematisierung dynamischer Wissensformationen und schließlich auch als Intervention in geschichtswissenschaftliche Theoriedebatten. Aus jeder dieser Perspektiven ist die Lektüre ein Gewinn.

Timo Luks, Oldenburg

Barbara Orland Hg., **Artifizielle Körper – lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive** (Interferenzen – Studien zur Kulturgeschichte der Technik; 8), Zürich: Chronos 2005, 286 S., EUR 24,80, ISBN 3-0340-0690-X.

Vom Maschinen-Menschen zur Selbst-Technik

Die Körperhistorikerin Barbara Orland versammelt im vorzustellenden Band die Beiträge von 13 ForscherInnen unterschiedlicher Disziplinen, die sich mit der Geschichte

wissenschaftlicher Theorien und Forschungen auf dem Gebiet der technischen ‚Verbesserung‘ des Menschen vom 18. bis zum 20. Jahrhundert befassen.

Im einleitenden Essay legt die Herausgeberin dar, dass die Errungenschaften der Bio- und Gentechnik im ausgehenden 20. Jahrhundert Debatten angeregt haben, die sogar das Ende des Menschen, wie wir ihn bisher kennen, prophezeien. Sogenannte „Posthumanisten“ entwerfen Visionen von einer Selbsttransformation des Menschen durch Wissenschaft, die letztlich die biologische Unsterblichkeit zum Ziel hat. Orland gibt eine zusammenfassende dichte Beschreibung dieser vielfältigen Partialdiskurse über Körper und Technik. Sie warnt davor, dass Diskurse, die einen vorgeblich „posthumanistischen Bruch mit der Vergangenheit“ konstruieren, der Geschichte eine Eigendynamik einräumen, als folge sie einem naturgegebenen, aber nicht von den Menschen selbst bestimmten Ablauf. Daher schlägt sie vor, nicht mit den Dichotomien Körper versus Technik oder Natur versus Kultur zu arbeiten, sondern die Kontexte der spezifischen Verknüpfungen von Körper und Technik jeweils genauer zu untersuchen. So stehen zum Beispiel die Verschiebungen der Verwendungskontexte von Metaphern in engem Zusammenhang mit politischen Situationen. Vermischungen organologischer Staatsauffassungen mit Vorstellungen vom Staat als Uhrwerk begünstigten im 17. und 18. Jahrhundert die Übertragung von maschinellen Funktionszusammenhängen auf die Abläufe des menschlichen Körpers. Die positive Bewertung militärischer Schlagkraft im 19. und 20. Jahrhundert führte etwa zur Vorstellung vom Immunsystem als Abwehrsystem äußerer Feinde. Orland verweist außerdem auf die Macht der Sprache, Körperwahrnehmung zu verändern. Technische Apparate, die neue Einblicke ins Körperinnere gewährten, Vergleiche ermöglichten und Normen erstellen halfen, konnten bewirken, dass die Wahrnehmungen sich den neuen Visualisierungstechniken anpassten. Quantitative Befunde statt subjektiver Zustandsbeschreibungen verwandelten die MedizinerInnen in InterpretInnen maschinell erzeugter Daten. Ausdifferenzierung und Industrialisierung bewirkten im Bereich der Medizin, dass das Wissen über den menschlichen Körper ebenfalls in arbeitsteilige Disziplinen unterteilt und von der individuellen Erscheinung und den lebendigen Erfahrungen abgelöst wurde. Daher müssen die Menschen ihren Körper in Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Anforderungen managen, das heißt heute: ihn gemäß seiner disziplinären Zergliederung in Körperregionen, Organe und Gewebe pflegen oder pflegen lassen. Die einzelnen Beiträge zeichnen die Etappen dieser Prozesse der Differenzierung körperlicher Funktionen nach und führen vom Mensch-Maschine-Vergleich des 18. Jahrhunderts über den vermehrten Einsatz technischer Hilfsmittel bis hin zu den chirurgischen Eingriffen der Gegenwart.

Der Sozialhistoriker Jakob Tanner geht in einem zweiten einführenden Beitrag davon aus, dass der menschliche Körper immer etwas Gemachtes ist, weil Kulturtechniken die Körper zurichten und modellieren. Sowohl Techniken, die am Körper ansetzen oder eingelagert werden, als auch die so genannten *Life Sciences* (etwa Gentechnik und Stammzellenforschung), die sich die Natur unterwerfen, um mittels ihrer Kräfte den Menschen zu erneuern oder zu verbessern, belegen Tanners Meinung nach, dass die Vermehrung

von Hybriden in modernen Gesellschaften eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Er zitiert etliche Gehirnforscher, um seiner Vermutung Gewicht zu verleihen, dass Manipulationen von Bewusstseinsvorgängen, das heißt eine technische Beeinflussung des Gehirns mittels elektrischer Signale, Drogen oder Demagogie, in Zukunft weit mehr Zugriffe auf die menschliche Befindlichkeit ermöglichen werden als etwa die Genetik.

Jessica Riskin befasst sich mit Versuchen, lebende Menschen oder Tiere zu simulieren. Erst nachdem im 17. Jahrhundert der Vergleich von Maschinen mit lebendigen Körpern üblich geworden war, so die Kulturhistorikerin, entstand das Anliegen, die Grenzen zwischen artifiziellem Mechanismus und lebendigem Geschöpf mittels hoher Kunstfertigkeit zu überwinden. Anhand von Automaten sollte die materialistische Auffassung, dass Geistiges der Materie entstamme, bewiesen werden. Die faszinierende Naturtreue dieser Automaten regte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Verbesserungen von Prothesen an, ebenso zur Verbesserung der medizinischen Lehre durch Modelle des Körperinneren. Riskin stellt die These auf, dass Mensch-Maschine-Analogien im 17. und 19. Jahrhundert von einer klaren Unterscheidung zwischen Maschinen und Lebewesen ausgingen, während die im 18. und 20. Jahrhundert beliebten Simulationen diese Grenze als durchlässig präsentierten. Adelheid Voskuhls Beitrag über Musik spielende Androiden des 18. Jahrhunderts bestätigt Riskins Interpretation insofern, als die auf technische Entwicklungen spezialisierte Historikerin zeigt, dass eine breite Öffentlichkeit geneigt war, Gedanken darüber anzustellen, inwieweit Gefühle mechanisch herzustellen wären und inwieweit Künstler bei ihrem Vortrag auch maschinenhaft vorzugehen hätten.

Die Sozialhistorikerin Christina Benninghaus greift in ihrer Studie das ‚heikle Thema‘ der künstlichen Befruchtung am Beginn des 20. Jahrhunderts auf. Aufgrund sinkender Geburtsraten rückte die vaginale oder intra-uterine Insemination als rettende Technik ins Blickfeld der Gynäkologen und zog Vorstellungen von einer Verbesserung der Menschen durch Züchtung nach sich. Doch nicht nur die Zeugung, sondern auch die ganz andere „Grenze des Lebens“, das Sterben, geriet zu einem technisch manipulierbaren Vorgang. Die Medizinhistorikerinnen Silke Bellanger und Aline Steinbrecher verfolgen in ihrer Studie über Hirntoddiagnostik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts medizinethische Diskussionen darüber, ob Menschen oder Maschinen das Eintreten des Todes feststellen sollten. Denn wie Orland in ihrer Einführung erwähnt, ersetzen technische Apparate die Beziehung zwischen den Menschen, um Daten zu liefern, die interpretiert werden müssen. Der Übergang vom Leben zum Tod wird dann anhand von Vermessungen der Körperfunktionen zu einem quantitativen Phänomen. Technisch generierte Daten werden wie ein unmittelbarer Ausdruck des Körpers gelesen.

Um die technische Aufrüstung Hilfsbedürftiger geht es in den Artikeln der Medizinhistorikerin Heather R. Perry und des Philosophen Cornelius Borck. Perry stellt fest, dass der Erste Weltkrieg in Deutschland die Weiterentwicklung von Prothesen beförderte. Die Medizin betrachtete es als ihre Aufgabe, Kriegsversehrte wieder arbeitsfähig zu machen, um die ökonomisch schwer geschädigte Nation auf diese Weise zu „heilen“. Gleichzeitig hielt die Prothese des ehemaligen Soldaten ihn selbst als Prothese für jene

zu bedienenden Maschinen verfügbar, welche die Wehrhaftigkeit der Nation wiederherstellen sollten. Dass Zeiten des Krieges Konjunkturen der Prothesenforschung markieren, zeigt auch Cornelius Borck. Er befasst sich mit deutschen Forschungsprojekten, die während des Zweiten Weltkrieges beispielsweise Froschnetzhäute in technische Apparate einbinden oder die menschliche Leistungsfähigkeit mit technischen Geräten erhöhen sollten. Borck schließt daraus, dass der Zweite Weltkrieg eine Entgrenzung von Wissenschaft ermöglichte und in allen kriegsbeteiligten Nationen neue Wissenschaftskulturen schuf, welche die Trennlinien zwischen Mensch, Natur und Technik verschwimmen ließen.

Der Philosoph und Physiker Markus Christen untersucht die Entwicklung von Gehirnimplantaten zur Verbesserung der Hörfähigkeit. Wie die Medizinhistorikerin Shelley McKellar in ihrem Artikel über das künstliche Herz, hebt Christen die Rolle der Versuchspersonen hervor, die mit den Entwicklern der technischen Apparate eng zusammen arbeiten und von ihrem Vorgehen überzeugt sein müssen. Anhand journalistischer Berichte und wissenschaftlicher Stellungnahmen legen Christen und McKellar dar, wie die Problematik einer Mensch-Maschinen-Verbindung nicht nur technisch, sondern auch ethisch und ökonomisch verhandelt werden musste.

Die drei letzten Artikel des Sammelbandes befassen sich mit Techniken, die jene neuen Mängel beheben sollen, die durch die beschleunigten Lebensverhältnisse und die medial erzeugten kollektiven Träume von einer technikgesteuerten Zukunft in den spätmodernen Konsumgesellschaften erst erzeugt wurden. Die Soziologin Carmen Baumeler berichtet über neueste tragbare Kleinstcomputer, von denen man gegenwärtig hofft, dass sie die menschliche Wahrnehmung erweitern. Die winzigen Geräte stehen in einem intimen physischen Kontakt mit ihren TrägerInnen und verschmelzen scheinbar mit ihnen, um eine Art *Cyborg* zu bilden. Interessant, dass die *Wearable Computing*-Forschung sich in einem Netzwerk von AkteurInnen der Wissenschaft, der Industrie und vor allem des Militärs in den USA institutionalisierte. Namhafte MitarbeiterInnen behaupten, von *Science Fiction*-Filmen inspiriert worden zu sein, und glauben, die Menschheitsentwicklung auf technischem Wege vorantreiben zu können. Wie der Philosoph Borck hält Baumeler Technikvisionen für fähig, potente AkteurInnen für die Realisierung dieser Visionen zusammenzuführen. Denn *Science Fiction*-Filme setzen Bilder in die Welt, die einen Kontext für reale Forschungsprojekte vorbereiten können.

In ihrem Artikel über Schönheitschirurgie stellt die Soziologin Sabine Maasen die chirurgischen Maßnahmen in die wachsende Reihe von Selbst-Praktiken, welche in modernen neoliberalen Gesellschaften Subjekte dazu motivieren, die Verantwortung für ihre Befindlichkeit selbst zu übernehmen. Es handle sich um eine „Gouvernementalisierung der Schönheit“. Die freiwilligen kosmetischen Eingriffe stellen laut Maasen ein Unterwerfungsritual unter ästhetische Richtlinien mit sozialsymbolischer Wirkkraft dar. Der Körper werde zur Bioaktie, deren Marktwert durch die Eingriffe zu heben sei. In dieselbe Richtung argumentiert die Soziologin Stephanie Duttweiler zum Thema ‚Wellness‘. Hinter den scheinbar sanften Methoden, Wohlbefinden und Entspannung zu erzeugen,

steht nach Duttweiler die gesellschaftliche Anforderung, die Sorge um die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit selbst zu übernehmen. Duttweiler analysiert vor allem Werbetexte und kommt zu dem Schluss, dass der Wellness-Trend zu einer permanenten „austarierenden Selbststeuerung“ anregen will. Obwohl Wellness den Genuss betont und asketische Selbstertüchtigungs-Praktiken scheinbar in den Hintergrund schiebt, handle es sich um eine Technologie der Selbstführung, die „angenehme Emotionen punktgenau produzieren“ helfen soll. Im Wellness-Diskurs verschwimmen daher die Grenzen zwischen Technik und Natur, insofern beide vorbehaltlos für die Selbstbearbeitung eingesetzt werden.

Die Beiträge des Sammelbandes beschreiben Körpermodellierungen kontextbezogen und zeigen, dass Techniken gemäß den ökonomischen Anforderungen, den politischen Ereignissen und den jeweils gültigen ethischen Prinzipien auf lebende Körper einwirken. Die Technik, repräsentiert durch Automaten und Maschinen, so könnte man daraus schließen, wurde seit dem 18. Jahrhundert sowohl materiell als auch psychisch einverleibt. Daher existieren heute Techniken der Selbstführung, die erst aufgrund der generell akzeptierten Selbstverständlichkeit technischer Machbarkeit entwickelt und den Menschen zugemutet werden können. Die versammelten Analysen lassen somit auf einen lang dauernden Prozess der Verknüpfung von Technik und Disziplin im Bereich der Sorge um den Körper schließen. Der Band eröffnet neue Forschungsbereiche der Körpergeschichte, weil er einmal mehr die von den Individuen kaum wahrgenommenen Veränderungen subjektiver Befindlichkeiten vor Augen führt, die durch die Verinnerlichung technischer Daten und Bilder entstehen. So wird durch präzise historische Forschung nachvollziehbar, wie Selbst-Techniken im Kontext von Ausdifferenzierungs- und Individualisierungsprozessen entstehen und das Subjekt regierbar machen, während es sich selbst regieren lernt.

Gabriele Sorgo, Wien

Sabine Mehlmann, **Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität**, Königstein: Ulrike Helmer Verlag 2006, 444 S., EUR 39,90 ISBN 3-89741-193-8.

Die Soziologin und Kulturwissenschaftlerin Sabine Mehlmann will mit ihrer von Hannelore Bublitz betreuten Dissertation, angelegt als historische Diskursanalyse, in erster Linie die theoretische Diskussion in der Genderforschung und den *Queer Studies* vorantreiben. Den Dreh- und Angelpunkt „bildet die Kritik der sex-gender-Unterscheidung als geschlechtertheoretisches Paradigma der Frauen- und Geschlechterforschung“ (13). Ziel sei die „historische Rekonstruktion der Verschränkung von Körper, Geschlecht, Sexualität und Identität im Diskurs über Homosexualität zwischen der zweiten Hälfte des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts“. Die „Entkopplung von biologischem Geschlecht und geschlechtlicher Identität“ in der Geschlechterforschung sei „aus der